

Ralf Klausnitzer / Carlos Spoerhase (Hgg.), *Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse.* (Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik N. F. 19) Lang, Bern u. a. 2007. 514 S., € 91,-.

Selten ist eine wissenschaftliche Aufsatzsammlung so spannend zu lesen wie die vorliegende, welche auf eine Veranstaltungsreihe an der Humboldt-Universität zu Berlin zurückgeht. In zwanzig Beiträgen werden wichtige literaturtheoretische Kontroversen vom Ende des 19. Jahrhunderts bis in die jüngste Gegenwart untersucht. Eingerahmt sind sie durch zwei Einleitungsaufsätze, in denen die Herausgeber mit Grundsatzüberlegungen das Feld historischer Kontroversenforschung abstecken, und durch eine Auswahlbibliographie am Ende des Bandes. Dass die Lektüre der Beiträge fast durchgehend zu fesseln vermag, hat mit einer Qualität des Gegenstandes zu tun, die in dem (ingesamt vorbildlich klaren) systematischen Problemaufriss Spoerhases kaum Erwähnung findet: Ungeachtet der möglichen epistemischen, soziologischen, wissenschaftsgeschichtlichen oder sonstigen Aufschlüsse, die die Untersuchung gelehrter Auseinandersetzungen dem Ideenhistoriker gewährt, erweisen sich Kontroversen schon auf der Ebene der Darstellung als ein dankbares Thema, da sie Möglichkeiten der Dramati-

sierung, der Heroisierung, der plastisch-personalen Verdichtung und damit (auf Rezipientenseite) der empathischen Anteilnahme von vornherein mitliefern. Entsprechend stark ist der Sog, den viele der hier versammelten Aufsätze im Verlauf ihrer Darstellung entwickeln. Ob es (wie im Beitrag von Oliver Müller) um den eher subtilen Schlagabtausch zwischen Hans Blumenberg und Dieter Henrich in der Forschergruppe „Poetik und Hermeneutik“ geht oder (wie im Aufsatz von Christina Wald) um den flammenden Angriff der ‚Old-style‘-Feministin Martha C. Nussbaum auf Judith Butler: Was kontroversengeschichtliche Rekonstruktionen wie diese so attraktiv macht, ist, dass sie es erlauben (so die Formulierung Dirk Werles in seinem Beitrag über die Auseinandersetzung zwischen Searle und Derrida), abstrakte theoretische Positionen „in einer Art Schaukampf, in einem heldischen Zusammentreffen großer Männer oder Frauen“ (S. 327) gegeneinander antreten zu lassen. Ein an sich sperriger Gegenstand wie etwa die Diskussion um die Frankfurter Hölderlin-Ausgabe wird so (in Gideon Stienings Darstellung) zu einem spannenden Gefecht zwischen zwei Parteien, in dem sich „Pulverdampf“ verzieht, „Rächer“ im Verborgenen weiterarbeiten und das „Imperium zurückschlägt“ (S. 281, 283, 287).

Doch ist die Leistung des kontroversengeschichtlichen Ansatzes damit erschöpft? Handelt es sich nur um eine dramaturgisch wirkungsvolle, letztlich aber dem Gegenstand äußerliche Technik, theorie- und ideengeschichtlich komplexe Problemlagen zu entwirren und darstellbar zu machen (so das Resümee Marcel Leppers in seinem Beitrag zur Strukturalismus-Konferenz von Baltimore 1966, vgl. S. 326)? Der Anspruch der Kontroversenforschung, wie Spoerhase ihn in seinen einleitenden Überlegungen skizziert, reicht sehr viel weiter. Die These lautet, dass Kontroversen eine eigene „epistemische Dignität“ (S. 61) zugeschrieben werden kann, insofern sie Anteil am wissenschaftlich-rationalen Erkenntnisfortschritt haben. In einem früheren Artikel hatte Spoerhase bereits ausgeführt: „Die erkenntnistheoretische Relevanz des intellektuellen Konflikts besteht darin, daß er den streitenden Parteien Erkenntnisse vermittelt, die sie ohne ihn nicht hätten erzielen können.“¹ Im Einleitungsaufsatz nun wird die epistemische Relevanz von Kontroversen in drei Dimensionen ausdifferenziert (vgl. S. 61f.) – eine „produktive“, eine „klärende“ und eine „evaluative“ Dimension.

Die systematischen Ausführungen Spoerhases geben die Folie ab, vor der sich die im Band versammelten Beiträge sinnvoll auf Wert und Ertrag der Kontroversenforschung befragen lassen. Werden die drei postulierten Erkenntnisdimensionen von Kontroversen durch die his-

¹ Carlos Spoerhase, „Wissenschaftsgeschichte als Konfliktgeschichte. Am Beispiel von Kontroversen in der Literaturtheorie“. In: *Geschichte der Germanistik* 29/30 (2006), S. 17–24, hier S. 20.

torischen Fallstudien bestätigt? Verneinen muss man diese Frage wohl, was die *produktive* Dimension von Kontroversen angeht, das heißt ihre Leistung, den Konfliktparteien ganz neue Hypothesen über den Gegenstand der Kontroverse zu vermitteln. In den versammelten Aufsätzen findet sich kaum ein Hinweis, der dafür als Beleg dienen könnte. Viel eher scheint zuzutreffen, was Spoerhase an anderer Stelle seines Einleitungsaufsatzes formuliert (vgl. S. 72): dass im konkreten situativen Kontext einer Kontroverse die Kommunikation eng auf den ‚aktuellen Spielstand‘ der intellektuellen Auseinandersetzung bezogen bleibt und sich darauf beschränkt, tatsächlich vorgebrachte Wissensansprüche zu bestätigen oder zu widerlegen, anstatt neue Perspektiven zu entwickeln.

Auch was die *evaluative* Dimension von Kontroversen betrifft – das heißt ihren möglichen Nutzen für die Bewertung der vertretenen Positionen –, fällt das Ergebnis für die Literaturtheorie ernüchternd aus. Hans-Harald Müller hält in seiner Rekonstruktion der Kontroverse zwischen Positivismus und Geistesgeschichte ausdrücklich fest, dass der Beitrag, den sie zur Evaluation der konkurrierenden Wissenschaftskonzeptionen leisten kann, „recht begrenzt“ ist (S. 181f.). Tilman Köppe zeigt anhand der Auseinandersetzung zwischen D. Hirsch und Beardsley/Wimsatt um das Konzept des ‚intentionalen Fehlschlusses‘: Die Kontroverse führt nicht dazu, dass sich eine der beiden antagonistischen Positionen als grundsätzlich überlegen, das heißt wahrer oder richtiger erweist; für welche Position man sich am Ende entscheidet, bleibt eine Sache *persönlicher* Bewertung (vgl. S. 309). Das zugrundeliegende Problem beschreibt Mitherausgeber Ralf Klausnitzer im zweiten Einleitungsaufsatz des Bandes mit dem Stichwort von der ‚evaluativen Gleichrangigkeit‘ literaturtheoretischer Positionen (vgl. S. 43–48). Literaturtheoretische Aussagen sind durch einen hohen Abstraktionsgrad gekennzeichnet und deshalb nicht ohne weiteres falsifizierbar. Sie sind abhängig von einer Fülle komplexer Vorannahmen, Kategorien und Begriffe, die wiederum in bestimmten philosophischen, weltanschaulichen oder ideologischen Traditionen wurzeln. Ein Dissens im Bereich literaturwissenschaftlicher Methodik hat die Tendenz, zum Fundamentalstreit zu geraten, in dem die Grundlagen des Faches zur Debatte stehen – was häufig dazu führt, dass man den Streit lieber vermeidet (vgl. Spoerhase, S. 66f., 90). Wo die Akteure dem Konflikt aber nicht ausweichen, sondern sich genötigt sehen, ihn mit Vehemenz auszutragen, da zeigt sich Klausnitzer zufolge oft, dass der Grund dafür in der Kollision von „Werthaltungen und Zielsetzungen“ (S. 46) liegt, die eben diesem Bereich erkenntnisleitender, argumentativ schwer zugänglicher Vorannahmen und Überzeugungen entstammen.

Belege für diese These liefern die in dem Band versammelten Aufsätze zuhauf. Gerade für die frühe Phase deutscher Literaturwissenschaft ist typisch, dass zum Zwecke der Stabilisierung oder Diskreditierung bestimmter Formen des wissenschaftlichen Selbstverständnisses in Kontroversen stark auf den Bereich des Persönlich-Habituellen rekurriert wird. Die Beiträge von Lutz Danneberg, Dorit Müller und Wolfgang Höppner zeigen, dass etwa das philologische Ethos der Aufrichtigkeit, Arbeit, Gründlichkeit und Bescheidenheit in verschiedenen Konfliktkonstellationen einen wichtigen Bezugspunkt bildet: in Wilamowitz-Moellendorfs Ablehnung von Nietzsches genialischen Konstruktionen ebenso wie im Widerstand der traditionellen Literaturgeschichtsschreibung gegen die quasi-naturwissenschaftlichen Erklärungsansprüche des Positivismus oder in der Kritik an Gundolfs geistesgeschichtlich-synthetischer, auf ‚großartiger Schau‘ beruhender Goethe-Biographie (vgl. S. 122–124, 152f., 158, 163f., 167, 202).

Häufig sind die gegensätzlichen Vorannahmen, die literaturtheoretische Auseinandersetzungen grundieren, im politisch-ideologischen Bereich angesiedelt. Adornos polemische Schärfe gegenüber Heideggers Hölderlin-Interpretation hat, wie Andreas Dittrich ausführt, wenig mit Unterschieden in den hermeneutischen Prämissen zu tun (in denen sich beide Philosophen erstaunlich nahestehen), dafür umso mehr mit Adornos Ablehnung der auratischen, halb-ästhetischen Sprachverwendung Heideggers, in welcher er faschistoide Tendenzen am Werk sieht (vgl. S. 233). Auch Wolfgang Binders harte, für den weiteren Verlauf der Kontroverse folgenreiche Kritik an der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe lässt sich kaum mit Differenzen in der editionsphilologischen ‚Sache‘ erklären (hatte Binder doch bereits 1959 eine *Friedensfeier*-Edition vorgelegt, die auf vergleichbaren editionsphilologischen Prinzipien beruhte). Ausschlaggebend für die Schärfe der Polemik war wohl eher die Abneigung gegen das linke, kulturrevolutionäre Pathos, mit welchem die Herausgeber der FHA technische Fragen der Textpräsentation ideologisch befrachteten (vgl. Stienings Beitrag, S. 268–274, 277–281). Ralf Klausnitzer und Guido Naschert arbeiten heraus, dass wissenschafts- und bildungspolitische Divergenzen (zum Beispiel in Fragen des Kanons oder der pädagogischen Funktion von Literaturanalyse) den Hintergrund bildeten für die gattungstheoretische Auseinandersetzung zwischen den *New Critics* und den *Chicago Aristotelians* (vgl. S. 384–387). Christina Wald verankert den Konflikt zwischen Nussbaum und Butler im weltanschaulichen Gegensatz zwischen einem politisch aktiven Feminismus in humanistisch-aufklärerischer Tradition und einer poststrukturalistischen Gender-Theorie, die auf Strategien der Subversion und der kleinen Schritte setzt (vgl. S. 436). Explizit gemacht wird die Bedeutung persönlicher, vorkognitiver Einstellungen in der (von Christopher Möllmann rekonstruierten) kulturtheoretischen Kontroverse zwischen Francis Mulhern und Stefan Collini: Beide Kontrahenten verweisen auf die wichtige Rolle, die ihre biographische Herkunft (als nordirischer Katholik bzw. als Angehöriger der *lower middle class*) und die daraus resultierenden politischen Überzeugungen für ihre jeweilige Theorie-Entwicklung gespielt haben (vgl. S. 458–461).

Man muss nicht unbedingt – das wird sowohl in Klausnitzers Einführungsaufsatz als auch in einer Reihe weiterer Beiträge deutlich – auf den Bereich des Habitus, der politisch-ideologischen Überzeugungen oder der persönlichen Erfahrung zurückgehen, um sich das Problem der evaluativen Gleichrangigkeit vor Augen zu führen. Gegensätzliche literaturtheoretische Standpunkte beruhen in der Regel auf unterschiedlichen philosophischen Denktraditionen oder Wissenschaftskonzeptionen, die schon für sich genommen so voraussetzungsreich sind, dass eine Verständigung zwischen den Kontroversenteilnehmern nur unter sehr großem explikativen Aufwand möglich wäre – und deshalb häufig ausbleibt oder scheitert. Welche der zur Debatte stehenden Positionen man favorisiert, ist daher stark von der akademischen Sozialisation abhängig und bleibt häufig eher die Sache intuitiver Entscheidung als rationaler Bewertung. Ob es um den sprachphilosophischen Streit zwischen Searle und Derrida geht (wie in Werles Beitrag), um die gattungstheoretische Kontroverse zwischen Gottfried Willems und

Klaus W. Hempfer (wie bei Klausnitzer/Naschert) oder um jüngste Diskussionen im Feld der Narratologie (wie in Matthias Aumüllers Studie): Im detaillierten Nachvollzug des konkreten Streitverlaufs sieht man sich immer wieder auf die grundsätzliche Ebene verschiedener Theorie-Paradigmen verwiesen, zwischen denen nur schwer zu vermitteln ist – mögen sie nun ‚analytische vs. kontinentale Philosophie‘, ‚Geistesgeschichte vs. Strukturalismus‘ oder ‚Strukturalismus vs. Kognitivismus‘ heißen (vgl. S. 328, 399, 423).

Wenn also neben der produktiven auch die evaluative Erkenntnisdimension literaturtheoretischer Kontroversen in den versammelten Fallstudien keine Bestätigung findet, so ist die These von der ‚epistemischen Dignität‘ damit noch nicht erledigt. Denn als weitere Möglichkeit nennt Spoerhase noch die *klärende* Dimension, die darin besteht, dass die Teilnehmer einer Kontroverse gezwungen sind, ihren Standpunkt und dessen logische Implikationen besonders umfassend darzulegen und zu rechtfertigen. Zwar werden in dem Band Kontroversen thematisiert, denen auch diese klärende Dimension völlig abzugehen scheint. Die rezeptionstheoretische Auseinandersetzung zwischen Stanley Fish und Wolfgang Iser etwa ist ein solcher Fall, in welchem die Kontrahenten aneinander vorbeireden, ohne dass am Ende auch nur der Gegenstand des Streits einigermaßen deutlich geworden wäre – so das skeptische Fazit Tom Kindts (vgl. S. 365–367). Zahlreiche Beiträge des Bandes gelangen dagegen zu einem positiveren Befund. Danneberg zufolge war es ein Ergebnis der philologischen Kontroversen des 19. Jahrhunderts, dass das implizite Wissen philologischer Praxis in eine explizite Methodenreflexion überführt wurde (vgl. S. 107). Eine Schärfung der zur Debatte stehenden Positionen im Verlauf der Kontroverse konstatieren (zumindest andeutend) die Beiträge Werles, Aumüllers, Walds und Möllmanns (vgl. S. 333, 417, 441, 461). Auch Markus Joch hält in seiner Analyse des Konflikts zwischen Bourdieus Feldtheorie und Luhmanns Systemtheorie fest, dass Bourdieu erst durch die Herausforderung des Gegners dazu veranlasst wurde, wichtige Prämissen seiner Theorie deutlicher als zuvor zu markieren (vgl. S. 478). Das beste Beispiel für den durch eine Kontroverse erzielbaren „sachbezogenen Klärungsschritt“ bietet die Auseinandersetzung zwischen Hirsch und Beardsley/Wimsatt. Tilman Köppe bezeichnet sie in diesem Sinne als eine „erfolgreiche“ Kontroverse: Nicht, weil an ihrem Ende die Wahrheit über den Gegenstand festgestellt worden wäre oder einer der Kontrahenten als Sieger da steht, sondern weil sie dazu führt, dass Problemstellung, mögliche Positionen sowie deren jeweilige Implikationen und kritische Voraussetzungen präzisiert werden (S. 308).

Hauptsächlich in ihrer ‚klärenden‘ Dimension also liegt der epistemische Mehrwert, den Kontroversen auf dem Feld der Literaturtheorie zu bieten haben – so das durch die Mehrzahl der Beiträge vermittelte Bild. Den Nutzen davon haben nicht nur die Teilnehmer der Kontroverse selbst, sondern auch diejenigen, die sie aus historischem

Abstand heraus rekonstruieren. Spoerhase verweist in diesem Zusammenhang auf den Wert der Kontroversenforschung als eigenem Zugang zur Ideen- und Wissenschaftsgeschichte (vgl. S. 78, 80f.). Die umfassende Begründungs- und Rechtfertigungsleistung, die den Teilnehmern einer Kontroverse vom Gegner abverlangt wird, ermöglicht es auch dem Ideenhistoriker in der Rückschau, die Standpunkte besser zu verstehen. Eine Mehrzahl der Beiträge speist sich aus einem solchen rein historischen Interesse, das selber gar nicht Position beziehen will. Die erfrischende Ausnahme ist Markus Joch, der als ein Anhänger von Bourdieus Feldtheorie entschieden den „Ressentiments“ der „systemtheoretischen Frondeure“ entgegentritt (S. 468, 475).

Die epistemisch-kognitive Dimension wissenschaftlicher Kontroversen ist in der Regel unauflösbar mit einer institutionell-sozialen Dimension verbunden: Auf diesen „Doppelcharakter“ hat die österreichische Soziologin und Wissenschaftstheoretikerin Helga Nowotny hingewiesen, die Spoerhase in seinem Einleitungsaufsatz zitiert (S. 79).² Außer um die eigentliche Sache geht es in gelehrten Auseinandersetzungen demnach immer auch um wissenschaftspolitische Positionskämpfe und Lagerbildungen, um symbolische Ein- und Ausgrenzungsstrategien, um die Konstruktion von „Us“- und feindlichen „Them“-Identitäten (vgl. S. 60). Auch dieser Aspekt spielt in vielen der im Band versammelten Darstellungen eine wichtige Rolle. Am Beispiel des Begriffs ‚Positivismus‘ machen Hans-Harald Müller und Klausnitzer/Naschert in ihren Beiträgen deutlich, wie bestimmte Schlagworte in literaturtheoretischen Debatten dazu dienen, die Vertreter gegnerischer Wissenschaftskonzeptionen pauschal zu diskreditieren (vgl. S. 172, 175, 397f.). Auf Strategien polemischer Dichotomisierungen machen Höppner und Wald aufmerksam: Höppner am Beispiel der Auseinandersetzung um Gundolfs Goethe-Biographie, in welcher Gundolfs Gegner versuchten, ihn als ‚Künstler‘ aus dem Feld der ernsthaften Wissenschaft auszuschließen (vgl. S. 195f.); Wald bezogen auf Nussbaums Angriffe gegen Butler, in denen innerhalb des Feminismus ein Gegensatz aufgebaut wird zwischen konkretem politischem Aktivismus und defätistischem Theorie-Geschwätz (vgl. S. 429, 431). Dass Schärfe und Zielobjekt der Polemik auch davon beeinflusst sein können, wie stark oder schwach die Kontroversenteilnehmer im akademischen Feld institutionalisiert sind, bemerken Dorit Müller (vgl. S. 163) und Julia Mansour (in ihrer Behandlung der Kontroverse um Käte Hamburgers *Logik der Dichtung*, vgl. S. 246f.). Eine Sonderstellung nimmt nach der Darstellung Judith Frömmers die Auseinandersetzung zwischen den beiden Heroen der Dekonstruktion, Derrida und De Man ein, die sich in der Diskussion ihrer Rousseau-Lektüren allen Mechanismen publikumswirksamer Polarisierung und Lagerbildung entzogen – sicher auch zur Enttäuschung mancher, die auf einen spektakulären Schlagabtausch gehofft hatten (vgl. S. 343–345).

Durch Beispiele wie die genannten demonstriert der Band, dass die Untersuchung gelehrter Auseinandersetzungen auch unabhängig vom möglichen epistemischen Eigenwert der Kontroverse eine Fülle wichtiger Einsichten bereithält: Sie lässt intellektuelle und institutionelle Frontverläufe in größtmöglicher Schärfe hervortreten, gewährt Aufschluss über wissenschaftsexterne Voraussetzungen und Bedingungen von Kontroversen, klärt auf über typische Verlaufsformen und rhetorische Strategien. Gideon Stiening ist daher unbedingt darin zuzustimmen, dass Sinn und Wert der Kontroversenforschung nicht von der

² Vgl. Helga Nowotny, „Controversies in Science: Remarks on the Different Modes of Production of Knowledge and Their Use“. In: *Zeitschrift für Soziologie* 4 (1975), S. 34–45, hier S. 37.

epistemischen Dignität ihres Gegenstandes abhängig gemacht werden sollten (vgl. S. 298). Dazu hat die Kontroversenforschung, das wird durch die im Band versammelten Aufsätze eindrucksvoll bestätigt, einfach zu viel Erhellendes auch zu extra-epistemischen Aspekten der Intellektual- und Wissenschaftsgeschichte beizutragen – und zu viele spannende Geschichten zu erzählen.

Universität Tübingen
Deutsches Seminar

Wilhelmstraße 50
D-72074 Tübingen

lutz.pietsch@uni-tuebingen.de

Lutz-Henning Pietsch